

Zur Datenbasis syntaktischer Untersuchungen und deren Folgen

- auch ein Stück Wissenschaftsgeschichte

Karin Pittner, Stuttgart

Aus: Kunsmann, Peter (Hrsg.) (1996):
Linguistische Akzente 93. Hamburg: Kovač Verlag.
S. 194-211.

Thema dieses Aufsatzes sind die Methoden der Datenerhebung für syntaktische Untersuchungen und deren Auswirkungen auf die Ergebnisse dieser Untersuchungen. Die Wahl der Datenbasis ist selbst schon bestimmt durch bestimmte theoretische Positionen, Einstellungen gegenüber dem Forschungsgegenstand und durch bestimmte Erkenntnisinteressen. Es soll hier also nicht der Eindruck erweckt werden, als wäre die Datenbasis per se für die "Folgen" verantwortlich.

Im wesentlichen gibt es drei Methoden, empirische Daten für linguistische Untersuchungen zu gewinnen:

a) Die Belegsammlung: Hier handelt es sich um Zitate, die demonstrieren sollen, daß es ein bestimmtes grammatisches Phänomen in einer Sprache gibt oder welchen Regeln es folgt.

b) Die Korpusauswertung: Das Korpus besteht aus einer Zusammenstellung von "konkreten sprachlichen Äußerungen, die als empirische Grundlage für sprachwissenschaftliche Untersuchungen dienen" (Bußmann 1990: 155) und im Hinblick auf ein bestimmtes Phänomen ausgewertet werden.

c) Die Intuition: Hier entscheidet das Sprachgefühl eines kompetenten Sprechers, welche Konstruktionen grammatisch sind, welche nicht. Untersucht man die eigene Muttersprache, so wird man sich damit begnügen, sich auf die eigene Intuition zu verlassen und in strittigen Fällen vielleicht noch andere Sprecher zu fragen. Untersucht man Sprachen, die nicht die eigene Muttersprache sind, so wird man in der Regel einen oder mehrere kompetente Sprecher dieser Sprache zu Rate ziehen.

In diesem Aufsatz soll untersucht werden, welche dieser Methoden in verschiedenen Richtungen der Syntaxforschung eingesetzt

werden und zu welchen Ergebnissen sie führen. Dabei sollen zwei Richtungen berücksichtigt werden: die generative Grammatiktheorie Chomskys mit universalgrammatischem Anspruch und einzelsprachliche, vorwiegend deskriptive Syntaxforschung anhand zweier Grammatiken zum Deutschen.

1. Die Datenbasis in generativen Untersuchungen

Die Methoden der Datenerhebung haben in der Geschichte der Linguistik unterschiedliche Bewertungen erfahren. Ich möchte daher mit einem kurzen geschichtlichen Exkurs beginnen. Bekanntlich wurde die Methode der Korpusauswertung von den Strukturalisten favorisiert. De Saussure hatte gefordert, daß die Untersuchung einer Sprache aufgrund der Analyse eines repräsentativen Korpus zu geschehen habe. Für die amerikanischen Strukturalisten bot sich diese Methode an, da der Forschungsschwerpunkt auf aussterbenden Indianersprachen lag, die zunächst einmal - mittels der Methoden der Segmentierung und Klassifizierung - beschrieben werden mußten. Dies hatte ein rein deskriptives Vorgehen und eine Beschränkung auf die Analyse objektiver Daten zur Folge, was in diesem Zusammenhang wohl auch gerechtfertigt war.¹

Diese Methode wurde von den generativen Grammatikern im Gefolge von Chomsky abgelehnt, so z. B. von Lees, der meinte, daß diese Untersuchungen "all too often of the purely taxonomic, data-cataloging sort" (1957: 337) seien, also über ein taxonomisches Daten-Katalogisieren nicht hinauskämen. Das induktive Vorgehen wurde als "vorwissenschaftlich" abgetan. Stattdessen sollten Hypothesen und Theorien auf der Basis der Intuition bzw. Introspektion geschaffen werden, die aufgrund von Gegenbeispielen, die ebenfalls auf der Intuition beruhen, modifiziert und falsifiziert werden können. Lees (1957: 380) sah das als die Domäne

¹ Harris (1951: 12) beschreibt die Methode wie folgt: "Investigations in descriptive linguistics consists of recording utterances in a single dialect and analyzing the recorded material. The stock of recorded utterances constitutes the corpus of data, and the analysis which is made of it is a compact description of the distribution of elements within it."

des brillanten Wissenschaftlers, der sich durch seine Einfälle von dem langweiligen Katalogisierer der Daten absetze.

Chomsky selbst hatte es als das grundlegende Ziel einer Grammatik formuliert, die grammatischen Sätze einer Sprache von den Sätzen zu trennen, die in einer Sprache ungrammatisch sind und eine Erklärung für die ersteren zu liefern. Die Menge aller grammatischen Sätze kann natürlich unmöglich durch ein Korpus - und sei es auch noch so umfangreich - erfaßt werden. Die Grammatik muß daher eine "Beschreibung der immanenten Sprachkompetenz des idealen Sprecher-Hörers" (Chomsky 1965/1967: 13f.) sein, die es den Sprechern einer Sprache ermöglicht, unendlich viele grammatische Sätze zu produzieren.

Die seither angewandte Methode in generativen Untersuchungen ist daher fast ausschließlich die der Intuition. Der Linguist oder die Linguistin, die Theorien und Hypothesen über die grammatischen Prinzipien aufstellt, verläßt sich in erster Linie auf die eigene Intuition bzw. auf die anderer, wenn es sich nicht um die eigene Muttersprache handelt. Die Belegsammlung wird als Methode kaum, die Korpusauswertung fast gar nicht eingesetzt.

Während Chomsky in den *Aspects* (1965/1969: 39ff.) davon ausging, daß die explanative Adäquatheit die deskriptive Adäquatheit voraussetzt, daß also eine adäquate Erklärung ohne eine richtige Beschreibung der Daten nicht möglich ist, hat sich seither das Interesse immer stärker in Richtung der erklärenden Theorien verlagert, wobei die Daten häufig eher eine untergeordnete Rolle spielen. Diese Behauptung mag vielleicht etwas übertrieben erscheinen, Chomsky ist sich aber des Spannungsverhältnisses von deskriptiver und explanativer Adäquatheit durchaus bewußt (Chomsky 1986b: 55ff.).² Teilweise wird inzwischen von Vertretern dieser Richtung sogar bestritten, daß es der generativen Grammatik jemals um deskriptive Adäquatheit ging, so z. B. von Fanselow/Felix (1987/I: 9): "Um es deutlich zu sagen: wer Syntax um der reinen Sprachbeschreibung willen

² Suchsland (1992: 387) geht sogar so weit, dies als das "Chomsky'sche Dilemma" zu bezeichnen.

betreibt, wer primär an einer vollständigen Erfassung von Daten und möglichst hoher deskriptiver Adäquatheit interessiert ist, [...] für den ist die generative Grammatik und insbesondere die *Government and Binding*-Theorie das denkbar ungeeignetste Instrument."

Auch der Erfolg eines deduktiven Vorgehens muß letztlich daran gemessen werden, inwieweit es eine Erklärung des vorhandenen Datenmaterials liefert. Da im Rahmen dieses Modells, das in seinen neueren Versionen am besten als "Prinzipien und Parameter-Modell" zu charakterisieren ist, die Formulierung universalgrammatischer Prinzipien im Vordergrund steht, spielen konkrete Daten aus einzelnen Sprachen oft nur eine untergeordnete Rolle. Eine Folge davon ist, daß offensichtlich im Widerspruch zu konkreten Daten stehende Teile der Theorie sich oft erstaunlich lange halten. Ich möchte dazu zwei Beispiele nennen.

Das erste Beispiel liefert die Erklärung der Passivierung. Es wird davon ausgegangen, daß Passivierung möglich ist, wenn die thematische Rolle des Aktivsatz-Subjekts dem Subjekt nicht zugewiesen wird. Die Vorgänge bei Passivierung werden u. a. damit erklärt, daß ein Partizip, das z. B. im Deutschen in Passivkonstruktionen auftritt, sich wie ein Adjektiv verhält und somit nach den in dieser Theorie gemachten Annahmen keinen Akkusativ an ein Komplement zuweisen kann, da dieser ein struktureller Kasus ist (Fanselow/Felix 1987: 177). Die Nominalphrase, die im Aktivsatz als Akkusativobjekt erscheint, ist somit kasuslos und kann in die leere Subjektsposition bewegt werden, wo sie den Nominativ erhält. Ohne diese Bewegung würde die NP dem Kasusfilter zum Opfer fallen, der das Erscheinen von kasuslosen NPn an der Oberfläche verhindert. Eine entscheidende Schwäche dieser Erklärung liegt in der Annahme, daß ein Partizip keinen Akkusativ zuweisen könne. Demzufolge dürften auch in Perfektkonstruktionen, in denen das Vollverb als Partizip erscheint, keine Akkusativobjekte auftreten können.

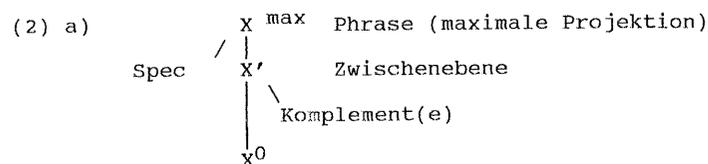
Abgesehen von den Annahmen über Kasuszuweisung von Partizipien ist es generell problematisch anzunehmen, daß Passivierung u. a. durch die Kasuslosigkeit der Objekts-NP ausgelöst wird. Denn passiviert werden können ja auch Sätze mit satzförmigen Objek-

ten, die natürlich überhaupt keine Kasusmarkierungen tragen können:

- (1) a) Alle bedauerten, daß er nicht kommen konnte.
 b) Daß er nicht kommen konnte, wurde von allen bedauert.

Die Passivierbarkeit dieser Sätze wird von diesem Erklärungsansatz nicht erfaßt.

Ein weiteres Beispiel betrifft eine Grundannahme des X-Bar-Schemas. Das X-Bar-Schema enthält allgemeine Prinzipien des Aufbaus von Phrasen, die universell für alle Phrasentypen gültig sein sollen. Alle Phrasen sind demnach Erweiterungen einer Kategorie, die durch Komplemente und Spezifizierer ergänzt wird.



Dem X-Bar-Schema gemäß müssen Komplemente stets direkt neben dem Kopf stehen. Nicht-Komplemente, wie Adjunkte und Spezifizierer, treten dagegen weiter entfernt vom Kopf auf. Chomsky (1986a: 6) legt darüberhinaus folgendes fest:

- (2) b) Adjungiert werden kann nur an maximale Projektionen, die keine Argumente sind.

Auch diese Annahmen sind nach den deutschen Daten nicht haltbar, vgl. die folgenden Gegenbeispiele:

- (3) a) daß Hans den Tee heiß getrunken hat
 b) weil sie das Bild schön gemalt hat

In diesen Sätzen tritt zwischen dem Verb (X^0 -Element) und seinem Komplement (Schwester von X^0) jeweils ein Adjunkt auf. Die Annahme, daß Komplemente stets neben dem Kopf stehen, Adjunkte dagegen weiter entfernt, ist also in dieser Form nicht haltbar.

Entweder (2a) oder (2b), möglicherweise sogar beide, müssen also modifiziert oder ganz aufgegeben werden. Die genannten Teile der generativen Syntaxtheorie Chomskyscher Prägung halten also einer praktischen Überprüfung anhand deutscher Daten nicht stand.

Daß die Intuition als alleinige Methode der Datenerhebung verwendet wird, führt auch dazu, daß sich eine theorieinterne Diskussion entspinnt, die sich häufig um Phänomene dreht, deren statistische Häufigkeit verschwindend gering ist und die deshalb für eine Sprachbeschreibung, die praktischen Zwecken dienen könnte, völlig irrelevant sind. Das mag in Ordnung sein, wenn es einem in erster Linie um abstrakte universalgrammatische Prinzipien, jedoch nicht um die Beschreibung einer konkreten Sprache zu tun ist. Die Art der Datengewinnung (Beispiele und Gegenbeispiele auf der Basis der Intuition) ist jedoch sicher teilweise mit verantwortlich dafür, daß die Sprache als Gesamterscheinung aus dem Blickfeld rückt und einzelne Punkte herausgegriffen werden. Eine Folge davon ist, daß eine umfassende Grammatik des Deutschen - oder irgendeiner anderen Sprache - aus dieser Richtung noch aussteht.

Dem kann man natürlich entgegenhalten, daß das auch gar nicht das Ziel dieser Theorie ist. Das Ziel liegt vielmehr in der Identifizierung von universalgrammatischen Prinzipien, wobei die einzelsprachlichen Variationsmöglichkeiten durch geeignete Parametrisierungen dieser Prinzipien erfaßt werden sollen. Doch auch innerhalb dieser Theorie verlagert sich das Interesse immer mehr in Richtung dieser Prinzipien. Die Parametrisierung gerät zunehmend aus dem Blickfeld, deskriptive Adäquatheit wird ohnehin gar nicht mehr angestrebt. Dies ist die Einschätzung der Lage bei Suchsland (1992), der die aktuellen Entwicklungen in der generativen Grammatiktheorie mit Besorgnis registriert, da sie zu einer Einschränkung der Erklärungsbereiche der Universalgrammatik führen. Das heißt, daß ein immer größer werdender Anteil einzelsprachlicher Daten von dieser Grammatiktheorie gar nicht mehr erfaßt wird. Dazu kommt, daß die Prinzipien immer stärker verallgemeinert werden.³ Die Tendenz geht dahin,

daß es sich bei diesen Prinzipien gar nicht um rein linguistische, sondern um allgemein-kognitive handelt, so daß man die Frage stellen kann, ob es sich dann überhaupt noch um Linguistik im engeren Sinn handelt. Die Gefahr besteht, daß die Grammatiktheorie sich in eine kognitiv-psychologische Anschauung von Sprache auflöst, was m. E. nicht zuletzt eine Folge der geringen Bewertung einzelsprachlicher Datenerhebung ist. Man kann es auch noch extremer formulieren: Wenn die Sprache (und das bedeutet letztlich einzelsprachliche Daten) nicht mehr als Untersuchungsgegenstand anerkannt wird, macht sich die Linguistik in letzter Konsequenz als Wissenschaft überflüssig.

2. Die Datenbasis deutscher Grammatiken

Grammatiken von Einzelsprachen haben von vornherein eine ganz andere Zielsetzung, nämlich in der Regel die, eine möglichst vollständige Beschreibung der grammatischen Regeln einer Sprache zu liefern. Hier möchte ich die Frage stellen, wie denn die Datenbasis moderner Grammatiken zu einer Einzelsprache, hier zum Deutschen, aussieht. Ich greife exemplarisch zwei der gängigen Grammatiken heraus, die von Eisenberg (²1989) und die von Engel (²1990). Die einleitenden Kapitel können hier einen ersten Aufschluß über den Gegenstand der Untersuchung und die Art der Datenbasis geben.

Eisenberg (²1989: 17) formuliert in dem einleitenden Kapitel zur Aufgabe von Grammatiken: "Eine Grammatik als Gebrauchsbuch soll Auskunft darüber geben, was richtig und was falsch ist. Eine deutsche Grammatik stellt fest, was zum Deutschen gehört und was nicht." Die Grammatik stellt eine "kodifizierte Norm" dar, die einer bestimmten Sprachausprägung, in diesem Fall dem Hochdeutschen, den Anschein des "nicht hinterfragbar Gegebenen" vermittelt. Die Unterscheidung von deskriptiver und präskriptiver Grammatik hält Eisenberg für problematisch, weswegen er sich berechtigt sieht, von "richtig" und "falsch" zu sprechen.

³ Fanselow (1992) diskutiert insbesondere die Vereinheitlichung lokaler Domänen und die Vereinheitlichung des Prinzipieninventars generell.

Über die Gewinnung der Daten sagt er nichts; aus dem Vorgehen in seiner Grammatik wird jedoch klar, daß er sich bei seinen Grammatikalitätsurteilen auf die Intuition verläßt.

Engel (²1990: 12) gibt in der einleitenden Standortbestimmung zu seiner Grammatik an, daß ihr Beschreibungsgegenstand die deutsche Sprache sei, und zwar "im wesentlichen die Gebrauchsprosa". Daneben verwendet er auch literarische Belege, zu denen er dann jeweils den Autor angibt. Engel geht davon aus, daß die Grammatikregeln gleichermaßen für die geschriebene und die gesprochene Sprache gelten. Er beschreibt die sachorientierte, sozio- und regio-neutrale Varietät des Deutschen, die allgemein als Standardsprache bezeichnet wird. Er betont deren abstrakten Charakter, da sie ein "Kondensat aus vielfältigen Gebrauchsformen" sei. Als wichtigste dieser Gebrauchsformen nennt er die Alltagssprache, die "im täglichen Umgang zur ungewungenen Kommunikation verwendet wird". Davon unterscheidet er noch einmal die saloppe Alltagssprache, die "teilweise anderen Regeln als die Standardsprache" folgt.

Welche Folgen haben diese Standortbestimmungen - und die Art der Datenbasis - nun für die konkrete Grammatikschreibung? Ich möchte dies anhand von zwei ausgewählten Problemen untersuchen, nämlich der Regeln für die Bildung von freien Relativsätzen und der sogenannten "Hauptsatzwortstellung" in *weil*-Sätzen.

Freie Relativsätze

Zunächst zur Bildung von freien Relativsätzen. Als freie Relativsätze werden solche Relativsätze bezeichnet, die kein Bezugselement im übergeordneten Satz haben, z. B.

(4) a) Sie macht, was sie will.

b) Wer diesen Film gesehen hat, geht nicht noch mal hin.

Der Begriff "freier Relativsatz" scheint ein Widerspruch in sich zu sein, da ein Relativsatz sich per definitionem auf etwas bezieht. Die freien Relativsätze können jedoch in "normale", attributive Relativsätze umgeformt werden.

(4')a) Sie macht das, was sie will.

b) Jeder, der diesen Film gesehen hat, möchte ihn noch mal sehen.

Als Bedingung für die Bildung eines freien Relativsatzes gibt Eisenberg (²1989: 232) an, daß der Kasus von dem (rekonstruierbaren) Bezugselement mit dem Kasus des Relativpronomens übereinstimmen muß.

Wenn man diese Regel anhand einer Belegsammlung überprüft, so ergibt sich, daß von der Bedingung der Kasusübereinstimmung sehr häufig abgewichen wird. Um diese Abweichung zu verdeutlichen, ist jeweils die Umformungsmöglichkeit in einen attributiven Relativsatz angegeben.

PP statt AKK:

(Umformung: das ..., wovon/wofür/worauf etc.)

(5) Er zerstört, wovon er abhängig ist. (Wieck, *Männer lassen lieben*, 115)

(6) Sie tut nur, wofür sie gedacht und gemacht worden ist. (Zeitmagazin 23/1989, 58)

(7) Ich trage, worauf ich Lust habe. (Hörbeleg)

(8) Wovon "Herzblatt"-Rudi Carrell seit langem träumt, hat Jürgen von der Lippe auf Anhieb geschafft. (AZ 25.01.90)

DAT statt AKK:

(Umformung: den..., dem)

(9) Sie lädt ein, wem sie zu Dank verpflichtet ist.

PP statt NOM:

(Umformung: das..., wofür/womit/wonach etc.)

(10) Erforscht wird, wofür's Geld gibt. (AZ)

(11) Womit die Bundesregierung ihre starre Haltung bisher begründete, schien gestern nicht mehr zu gelten. (taz 21.03.90, 1)

(12) Wonach sich fragen läßt, ist eine Konstituente. (Grewendorf/Hamm/Sternefeld, *Sprachliches Wissen*, 161)

AKK statt NOM:

(Umformung: der..., den)

(13) Wen es zum Lehrerberuf hinzieht, bevorzugt eher die geisteswissenschaftlichen und philologischen Fächer. (ZEIT 41/89, 87).

DAT statt NOM:

(Umformung: der..., dem)

(14) Wem die ätherischen Öle zu scharf sind, greift zu der leicht salzig schmeckenden Solezahnpaste. (Medizin).

(15) Wem es nicht paßt, der DDR, den Unternehmen oder Spekulanten Tribut zu zollen, kann durch geschicktes Taktieren am Kapitalmarkt Verluste vermeiden. (Wirtschaftswoche 8/1990, 3)

(16) Punkte machte, wem es gelang, auf dem Spielstock den Ball durch das gegnerische Tor zu balancieren. (Zeit-Magazin 44/89, 27)

(17) Wem es gelingt, Schatzbriefe im vierten Laufzeitjahr zu erwerben, fängt mit 7,25 Prozent an. (Zeitmagazin 45/89, 128)

(18) Singe, wem Gesang gegeben! (Sprichwort)

Sind diese Sätze daher falsch? Nach Eisenbergs eher normativem Grammatikverständnis wohl ja. Etwas genauer gibt hier Engel die tatsächlichen Verhältnisse wieder: Er räumt ein, daß bestimmte Abweichungen von der Übereinstimmungsregel möglich sind und versieht die entsprechenden Beispiele mit einem Fragezeichen (Engel ²1990: 249).

Da die entsprechenden Belege in verschiedenen Textsorten auftreten, die ohne weiteres als standardsprachlich gelten können und auch von Sprechern als mehr oder weniger grammatisch akzeptiert werden, halte ich es für problematisch, diese Sätze als schlichtweg falsch zu bezeichnen. Hier zeigt sich, daß die Introspektion häufig nicht sehr genau ist, da Konstruktionen

abgelehnt werden, die durchaus vorkommen und dann nicht als ungrammatisch auffallen.

Was die Bildung von freien Relativsätzen betrifft, können jedoch nicht alle möglichen Abweichungen von der Übereinstimmungsregel belegt werden. Bestimmte Abweichungen treten nie auf. In fast allen Fällen ist es ein Nominativ oder ein Akkusativ, den das Bezugselement aufweisen müßte, nie ein Dativ oder Präpositionalakkasus. Interessanterweise sind die belegten Abweichungen auch die, die von Sprechern als weitgehend akzeptabel eingestuft werden. Konstruierte Beispielsätze mit anderen Abweichungen werden als sehr schlecht bewertet (z. B. *Er zerstörte, wer ihm in die Quere kam*). Diese Abweichungen folgen also bestimmten Regeln.⁴ Da die Ergebnisse der Belegammlung mit den Ergebnissen einer Befragung der Sprecher zur Akzeptabilität solcher Sätze übereinstimmt,⁵ liegt der Verdacht nahe, daß das Deutsche mehr Regeln für die Bildung von freien Relativsätzen hat, als in den Grammatiken zu finden sind. Eine Belegammlung, deren Ergebnisse durch Befragung von Sprechern abgesichert werden kann, kann hier ein differenzierteres Bild liefern.

Genaue Auskunft über die Häufigkeit dieses Phänomens in bestimmten Textsorten kann aber erst eine systematische Auswertung eines repräsentativen Textkorpus geben.

"Hauptsatzwortstellung" in *weil*-Sätzen:

Das zweite konkrete Problem, das in diesem Zusammenhang angesprochen werden soll, ist die sogenannte Hauptsatzwortstellung in Sätzen mit *weil*. Nach allgemeiner Auffassung ist *weil* eine subordinierende Konjunktion, die die Nebensatzwortstellung, nämlich Endstellung des finiten Verbs, nach sich zieht. Sehr häufig finden sich jedoch - vor allem in gesprochener Sprache - Sätze wie:

⁴ S. dazu Pittner (1991).

⁵ Die Ergebnisse einer Befragung von Sprechern zu diesem Punkt finden sich in Bausewein (1991).

(19) Ich gehe heute nicht in die Arbeit, weil ich hab keine Lust.

Nach *weil* steht hier die Hauptsatzwortstellung, das finite Verb steht an zweiter Stelle. *weil* wird also so behandelt, als wäre es eine koordinierende Konjunktion.

Wie wird dieses Phänomen in den Grammatiken behandelt? Eisenberg gibt zu, daß diese Konstruktion "im gesprochenen Deutsch seit einiger Zeit ziemlich häufig" vorkommt. Er erwägt verschiedene Möglichkeiten, wie es dazu kommen kann, aber wertet diese Konstruktion ganz klar als falsch (²1989: 19ff.).

Auch Engel geht auf die Möglichkeit dieser Konstruktion ein. Er ordnet sie der saloppen Alltagssprache zu und betont, daß diese Konstruktion in der Standardsprache als unkorrekt gilt (²1990: 730). Er bemerkt jedoch auch einen funktionalen Unterschied, nämlich daß die Hauptsatzwortstellung nach *weil* dem Satz ein anderes Gewicht gibt: Er erhält den "Charakter einer zusätzlichen Erläuterung". Hier zeigen sich Ansätze zu einer differenzierten Betrachtungsweise, die berücksichtigt, daß *weil*-Sätze mit Hauptsatzwortstellung denen mit Nebensatzwortstellung funktional nicht äquivalent sind, also spezifische kommunikative Funktionen erfüllen. Eine genaue Untersuchung des Phänomens findet sich bei Günthner (1993), die systematisch ein Korpus von verschiedenen Gesprächstypen auswertet. Die Intuition als Methode kann hier nicht weiterhelfen, da diese Konstruktionen häufig selbst von den Sprechern und Sprecherinnen, die sie selbst produzieren, als nicht-existent bzw. falsch bewertet wird, geschweige denn, daß sie die Regeln für deren Anwendung formulieren könnten.

Ich möchte hier kurz auf einige Ergebnisse der Untersuchung von Günthner eingehen. Wie sie feststellt, treten die *weil*-Sätze mit Verbzweitstellung unter ganz bestimmten diskurspragmatischen Bedingungen auf.

Zum einen kann dieser Satztyp auftreten, wenn sich der Kausalsatz nicht auf die Proposition des Hauptsatzes bezieht, sondern auf die Illokution, d. h. er gibt eine Begründung für die Sprechhandlung selbst:

- (20) a) Und was gibts außer Cinema Paradiso.
weil - DEN hab ich schon gesehen. (Beispiel Günthner S. 41)

Hier ist in der Regel Verbzweitstellung erforderlich; Verbendstellung wäre in diesem Kontext eher ungewöhnlich.

- (20) b) ?Und was gibts außer Cinema Paradiso, weil ich DEN schon gesehen hab.

Dieser Satztyp kann außerdem dann verwendet werden, wenn der weil-Satz angibt, wie der Sprecher zu der Schlußfolgerung kommt. Hier sind die Grund-Folge-Beziehungen gegenüber dem normalen Kausalgefüge vertauscht, es liegt ein sogenannter reduktiver oder diagnostischer Schluß vor: Der Hauptsatz liefert den Grund, der Kausalsatz die Folge.

- (21) der Bildschirm ist kaputt. -
WEIL - da ist nur noch schwarz aufm Schirm. (Beispiel Günthner S. 42)

Daß die Verbstellung hier tatsächlich bedeutungsunterscheidend wirken kann, zeigt das folgende - von Günthner konstruierte - Minimalpaar.

- (22) a) Harry kommt später, weil - ich hab mit seiner Frau geredet.
b) Harry kommt später, weil ich mit seiner Frau geredet habe. (Günthner S. 42)

In (22a) liefert der weil-Satz die Begründung dafür, warum der erste Teilsatz behauptet wird, in (22b) wird dagegen die Begründung für die Proposition des ersten Teilsatzes gegeben. In (22a) weisen die beiden Teilsätze größere Selbständigkeit auf als in (22b). Dies zeigt sich u. a. darin, daß der weil-Satz in (22a) nicht im Skopus einer Negation des ersten Teilsatzes liegen kann.

- (22') a) Harry kommt nicht später, weil - ich hab mit seiner Frau geredet.
b) Harry kommt nicht später, weil ich mit seiner Frau geredet habe.

Auch in der Intonation zeigt sich eine größere Selbständigkeit der Teilsätze in (22a). Hier liegen zwei verschiedene Intonationsphrasen vor, die durch eine Pause gekennzeichnet sind, der erste Teilsatz erhält terminale Intonation. In (22b) dagegen sind die beiden Teilsätze eine prosodische Einheit.

Auch in ihren anderen Verwendungsweisen treten diese weil-Sätze an Stellen auf, wo man größere Selbständigkeit erwartet. Günthner nennt das Fehlen einer direkten Anbindung der Teilsätze als Faktor, der die Verbzweitstellung begünstigt. Außerdem treten diese Sätze noch mit spezifischen diskurssteuernden Funktionen auf, wie als "floor holding device", als konversationelles Fortsetzungssignal, das dem Sprecher oder der Sprecherin das Rederecht sichern soll. Nicht auftreten kann dieser Satztyp - auch beim informellen Sprechen nicht! -, wenn beide Teilsätze eng zusammengehören und der Schwerpunkt auf der Äußerung der Kausalbeziehung selbst liegt.

Diese Beobachtungen zeigen, daß die Verwendung dieses Satztyps nicht einfach auf eine gewisse Nachlässigkeit beim Sprechen zurückzuführen ist - obwohl informelle Situationen ihre Verwendung begünstigen. Vielmehr erfüllt dieser Satztyp spezifische kommunikative Funktionen, weswegen er auch beim informellen Sprechen nicht wahllos eingesetzt werden kann und teilweise sogar bedeutungsunterscheidend wirken kann.

Ein derart differenziertes Ergebnis kann über die Intuition nicht erreicht werden, dazu ist eine Korpusanalyse notwendig. Die Intuition leistet in diesen Fällen einem normativen Grammatikverständnis Vorschub, das diese Konstruktion als "falsch" abklassifiziert und wegen der Begrenztheit der Methode der Introspektion über ihre spezifischen Verwendungsweisen nichts aussagen kann.

Es sollte hier nicht gesagt werden, daß die Methode der Intuition (Beispiele und Gegenbeispiele) den anderen Methoden aus prinzipiellen Gründen unterlegen ist,⁶ sie ist jedoch nicht für

alle Fragestellungen ausreichend, sondern leistet teilweise einem normativen Grammatikverständnis Vorschub.

Eine Belegssammlung kann hier oft schon korrigierend wirken und kommt der Wirklichkeit der Sprachverwendung schon näher. Natürlich sind Belegssammlungen zunächst einmal "mit Vorsicht zu genießen", da sie noch kein Beweis dafür sind, daß die belegten Konstruktionen auch von den Sprechern als grammatisch akzeptiert werden. Die Ergebnisse müssen daher durch Befragungen abgesichert werden. Das gilt in gewissem Umfang auch für die Ergebnisse der Auswertung von Korpora, da diese auch Ungrammatisches enthalten können.

Die Korpusanalyse ist die aufwendigste Methode, sie hat aber verschiedene Vorteile. Sie zwingt einen dazu, explizit zu sein, welche Varietäten einer Sprache man untersucht (gesprochene oder geschriebene Sprache, Textsorten etc.). Differenzierte Aussagen über die Funktion bestimmter Varianten sind meist nur anhand einer genauen Auswertung eines Korpus möglich, wie am Beispiel der Hauptsatzwortstellung bei *weil*-Sätzen gezeigt wurde. Die Korpusanalyse garantiert ferner, daß die Realität der Sprachverwendung untersucht wird, Sprache, wie sie tatsächlich verwendet wird, nicht, wie sie nach normativem Verständnis sein sollte. Zudem ist gesichert, daß nur Phänomene erfaßt werden, die auch statistisch relevant sind, also für die konkrete Sprachverwendung und anwendungsbezogene Grammatik von Belang sind.

Eine Abwertung oder Geringschätzung der Methoden der Belegssammlung und Korpusanalyse erscheint daher nicht gerechtfertigt. Und hier muß differenziert werden: Eine solche Geringschätzung findet sich vor allem in (bestimmten Richtungen) der Syntaxforschung. In Bereichen wie der Gesprächsanalyse ist von vornherein klar, daß die Intuition keine ausreichende Datenbasis zur Verfügung stellen kann, sondern Korpora als Analysegrundlage benötigt werden.

⁶ Ihre wissenschaftstheoretische und philosophische Begründung findet sie in den Arbeiten von Karl Popper (s. dazu auch Schnelle 1970).

Die Vorteile von Belegssammlungen und Korpusanalysen für die Beschreibung einzelner Sprachen liegen auf der Hand, da sie zu einer differenzierteren Formulierung von Regeln beitragen können. Aber auch für eine universalgrammatisch orientierte Grammatiktheorie, die es für sich in Anspruch nimmt, die Grammatik von Einzelsprachen auf der Basis universeller Prinzipien erklären zu können, ist eine möglichst genaue und vollständige Beschreibung der Daten von Einzelsprachen nicht irrelevant, auch wenn die "Kleinarbeit" einzelsprachlicher Beschreibung aus dieser Sicht häufig mit dem - deutlich negativ konnotierten - Wort "philologisch" abgetan wird. Letztlich ist die Trennung von Beschreiben und Erklären, wie sie postuliert wird, nicht haltbar.⁷ Auch wissenschaftstheoretisch ist es problematisch, Erklären vom Beschreiben trennen zu wollen. In dieser Hinsicht möchte ich mich der von Karl Popper (1962: 245) formulierten Position anschließen: "Es gibt keine rein beobachtende Wissenschaft, sondern nur Wissenschaften, die mehr oder minder bewußt und kritisch theoretisieren." Belegssammlungen und Korpusanalyse sollten nicht unterschätzt werden in ihrer Funktion als Hilfsmittel dazu, etwas bewußter und kritischer zu theoretisieren.

⁷ Eine ähnliche Einschätzung findet sich bei Suchsland (1992: 387): "Erklären wollen ohne beschreiben zu müssen ist für mich ein ebenso dubioses Leitmotiv wie beschreiben zu wollen ohne erklären zu müssen [...]"

Literatur

- Bausewein, K. 1991. Haben kopflose Relativsätze tatsächlich keine Köpfe? In: G. Fanselow/S. Felix (Hg.). *Strukturen und Merkmale syntaktischer Kategorien*. Tübingen: Narr, 144-158. (Studien zur deutschen Grammatik 39)
- Bußmann, H. ²1990. *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Kröner.
- Chomsky, N. 1969. *Aspekte der Syntaxtheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. Original 1965: *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge/Mass.
- Chomsky, N. 1986a. *Barriers*. Cambridge/Mass.: MIT Press.
- Chomsky, N. 1986b. *Knowledge of Language. Its Nature, Origin and Use*. New York u. a.
- Engel, U. ²1990. *Deutsche Grammatik*. Heidelberg: Groos.
- Eisenberg, P. ²1989. *Grundriß der deutschen Grammatik*. Stuttgart: Metzler.
- Fanselow, G. 1992. Zur biologischen Autonomie der Grammatik. In: P. Suchsland (Hg.). *Biologische und soziale Grundlagen der Sprache*. Tübingen: Niemeyer, 235-256 (*Linguistische Arbeiten* 280).
- Fanselow, G. & S. Felix. 1987. *Sprachtheorie*. 2 Bände. Tübingen: Francke.
- Günthner, S. 1993. "weil - man kann es ja wissenschaftlich untersuchen" - Diskurspragmatische Aspekte der Wortstellung in WEIL-Sätzen. *Linguistische Berichte* 143, 37-59.
- Harris, Z. S. 1951. *Structural linguistics*. Chicago: University Press.
- Heger, K. 1970. *Belegbarkeit, Akzeptabilität und Häufigkeit - Zur Aufgabenstellung der Sprachwissenschaft*. In: H. Pilch & H. Richter, eds., 23-33.
- Lees, R.B. 1957. Review of Chomsky 1957. *Language* 33, 375-408.
- Pilch, H. & H. Richter, eds. 1970. *Theorie und Empirie in der Sprachforschung. Festschrift für Eberhard Zwirner*. Basel u. a.: Karger (*Bibliotheca phonetica* 9).
- Pittner, K. 1991. Freie Relativsätze und die Kasushierarchie. In: E. Feldbusch, R. Pogarell & C. Weiß, eds. *Neue Fragen der Linguistik*. Akten des 25. Linguistischen Kolloquiums. Paderborn 1990, Band 1, 341-347.
- Popper, K. 1962. *Die Logik der Sozialwissenschaften*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 14, 233-248.
- de Saussure, F. ²1967. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: de Gruyter.
- Schnelle, H. 1970. *Theorie und Empirie in der Sprachwissenschaft*. In: H. Pilch & H. Schnelle, eds., 51-65.
- Suchsland, P. 1992. Ist die Grammatiktheorie noch zu retten? In: P. Suchsland (Hg.). *Biologische und soziale Grundlagen der Sprache*. Tübingen: Niemeyer, 285-289. (*Linguistische Arbeiten* 280)

- Ulvestad, B. 1978. Corpus vs. Intuition in Syntactical Research. In: *Linguistik und Kommunikationswissenschaft* 39, 89-108.